

FASSUNGEN



Zeitschrift der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Berlin

FASSUNGEN hat sich nicht im Singular verloren. Nach einjähriger intensiver Vorbereitungsphase ("Schreibt, Freunde, schreibt!") ist es uns geglückt, Euch zum Semesterende FASSUNGEN 2 präsentieren zu können. Es bleibt dabei: Für verschiedenste Themen und alle literarischen Genres sind wir auch weiterhin offen.

Für diejenigen, die nicht "nackt auf dem Tisch tanzen" wollen (so ein um einen Artikel Gebetener) sei hier unsere große Freude über jeden Leserbrief ausgedrückt, der sich in unserem Postfach bei Frau Putzbach einfindet. Auch wenn wir Themen, die außerhalb des universitären und wissenschaftlichen Bereichs liegen, für wichtig halten, um unsere komparatistische Tätigkeit nicht auf nur für Minderheiten relevante Bereiche zu beschränken, hoffen wir, daß in Zukunft die vergangenen und anstehenden Bewegungen am Institut in dieser Zeitung ihren Niederschlag finden werden.

Zum ersten Mal haben wir auch Artikel aufgenommen, die nur im weiteren Sinn etwas mit Literaturwissenschaft zu tun haben. Daß es in einem oft als realitätsfern betrachteten Fach wie der AVL Studierende gibt, die sich nicht scheuen, sich mit Ausländerfeindlichkeit auseinanderzusetzen, finden wir äußerst begrüßenswert und hoffen hier auf Resonanz. Dennoch sei vermerkt, daß alle Autoren für ihre Beiträge selbst verantwortlich zeichnen.

Hochschulpolitisch steht unserem Institut die Emeritierung von Professor Lämmert bevor, wozu wir im Artikel *EPOCHE* einige wenige, sicher unvollständige Worte sagen wollen.

Die Frage nach der zukünftigen Gestaltung des Instituts wird uns auch weiterhin beschäftigen. Einige Ideen, die wir als Anregungen verstehen können, nennt H. C. Seeba, Gastprofessor an unserem Institut im Sommersemester '92, in einem Interview.

Das Spektrum wird abgerundet durch Beiträge poetischer Natur, deren zweiter ein Beispiel für Zuwendungen von außerhalb darstellt. Ebenso die Abhandlung über Virginia Woolf, die uns aus Edinburgh erreichte - so wollen wir auch weiterhin Vergleiche zwischen der literaturwissenschaftlichen Arbeit anderenorts und an unserem Institut ermöglichen.

Für letztere mögen diesmal drei Rezensionen stehen.

Noch sind wir selbst gespannt, was FASSUNGEN 3, diesmal 'schon' nächstes Semester, bringen wird.

2

FASSUNGEN

asylon

- 3 DAGEGEN
- 4 BEMERKUNGEN
- 6 ASYLGEDICHTSMISBRAUCH

interna

- 9 EPOCHE
Eberhard Lämmert
- 11 SCHARFUNG DES BEWUSTSEINS
Interview mit H. C. Seeba

litterae

- 14 UNIVERSO
- 18 ON LITERATURE
- 19 POLYPHONY
Virginia Woolf and Bakhtin
- 21 NICHTS IST EPISCH. ALLES IST LYRISCH.
Botho Strauß, Beginnlosigkeit
- 24 E PLURIBUS ITALIA
*Fruttero & Lucentini, Ein Hoch
auf die Dummheit*
- 25 ANSPRUCHSVOLLES LUSTWANDELN
*Angelika Wellmann,
Der Spaziergang*

IMPRESSUM

Redaktion:
Simon Decot, Karen Diehl,
Thorsten Nicolai, Susanne Semrau,
Diana Zimmermann

DAGEGEN

Ja, ich bin auch dagegen. Wie alle bin ich dagegen. Gegen die Welle der Gewalt, die über unser Land schwappt. Jawohl. Wer hier die Welle ist und gegen wen sie schwappt und warum? Also ehrlich, Freunde, das weiß ich auch nicht so genau, ich meine, ist vielleicht gar nicht so wichtig, kann man so oder so sehen, müßte man differenzierter betrachten. Wichtig ist doch nur: Es geht gegen unser Land, das wir achten und lieben, und dem muß Einhalt geboten werden, nicht dem Land, meine ich, sondern dem, was da passiert, dieser Welle der Gewalt, wie gesagt. Den Gewalttätern muß endlich das Handwerk gelegt werden. Ob von rechts oder links, egal. Die einen werfen Tomaten, die anderen werfen Brandsätze auf Asylwohnheime. Alle werfen sie, diese Radikalen, diese Gewalttäter. Und man gebraucht doch schließlich keine Gewalt, und wenn, dann nur gegen Schwächere. Ja, die Radikalen. Unsere Demokratie wollen sie zerstören, unsere gute deutsche.

Und inzwischen wird der Ausländerhaß immer größer. Und alle sind dagegen, sogar die Ausländerhasser... äh, nein.... will sagen, es hat sich eine breite Allianz formiert, und jetzt kann man richtig gut dagegen sein. Natürlich nicht zu sehr, denn man muß ja auch Verständnis haben. Verständnis ist überhaupt immer gut, nett geht alles besser, sagte schon meine Patentante immer. Verständnis nicht so sehr für Flüchtlinge, denn die können ja schließlich auch bleiben, wo sie verfolgt werden, sondern für unsere notleidende Bevölkerung, die es einfach nicht ertragen kann,

wenn sie dermaßen überschwappt wird von der Asylantenflut. Das hat mit Ausländerfeindlichkeit nichts zu tun. Wir sind ein offenes Land. Wir leben in Frieden mit unseren ausländischen Mitbürgern und lernen auch von ihnen. Ich zum Beispiel esse gerne italienisch. Manchmal sogar chinesisch. Wir sind ein offenes Land und heißen alle willkommen, die wirklich Not leiden. Vorausgesetzt, sie kommen uns nicht zu nahe. Denn das kann man unserer notleidenden Bevölkerung ja nicht, aber das hatten wir ja schon. Außerdem können wir den Asylbewerbern sowieso keine lebenswürdigen Bedingungen bieten, wir sind ja selber so arm. So gesehen ist es besser für sie. So gesehen ist es eine echt humanitäre Maßnahme, daß, wer vorher ein sicheres Drittland betreten hat, gleich zurückgeschickt wird. So gesehen ist es doch besser, daß abgelehnte Asylbewerber gegen den Entscheid in Zukunft nur noch von ihrer Heimat aus klagen können. Ja. Wäre doch 'ne Tortur hier, das ganze Verfahren, wo sie ja eh keine Chance haben. Und außerdem kann man so besser überprüfen, ob die abgelehnten Asylbewerber verfolgt sind: Entweder sie klagen aus ihrer Heimat, dann können sie ja nicht verfolgt sein, oder sie sind verfolgt, dann können sie auch nicht klagen. So ist das.

Jedenfalls müssen wir jetzt alle gemeinsam vorgehen. Dagegen. Alle müssen wir die Ausländerfeindlichkeit bekämpfen und für ein freies, offenes Deutschland eintreten. Und das geht am besten, wenn keine Ausländer da sind. ■

Gerald Beyrodt

BEOBACHTUNGEN

Innhalb der Diskussion um das Asylrecht fallen immer merkwürdigere Gedankenkonstrukte auf, die einen zum Grübeln bringen oder zumindest überraschen.

Da wird z. B. aus ökologischen Gründen für eine Begrenzung der Zahl der Einwanderer plädiert. In Europa herrsche "Überbevölkerung" (zumindest in Deutschland soll die Zahl der Bevölkerung doch angeblich sinken...?), die Naturkatastrophe sei zwar ohnehin unvermeidlich, werde aber durch einen "unnatürlichen Zustrom" von Immigranten und Immigrantinnen forciert. Da aber die Weltsituation augenblicklich äußerst dramatisch sei, müsse man - wohl oder übel - die Grenzen Europas und auch Deutschlands öffnen - allerdings mit für uns unabsehbaren Folgen; was dem Häuslebauer sein Bungalow, ist dem Ökologen sein Gleichgewicht. Über das Für und Wider einer in absehbarer Zeit möglichen Umweltkatastrophe läßt sich streiten. Die Verbindung dieses Gedankens mit einer vermeintlich großen Zahl von Flüchtlingen, die in dieses Land kommen, ist dagegen indiskutabel.

Darüberhinaus kommt es vor, daß Studenten in einer universitären Vollversammlung für den Erhalt des Artikel 16 des Grundgesetzes plädieren, sich aber gleichzeitig für eine Auswahl der politischen Flüchtlinge aus der "Masse" der "Wirtschaftsflüchtlinge" einsetzen und damit der bisherigen Handhabung der Asylgesetzgebung widersprechen, die sie doch einklagen. Ganz abgesehen davon, daß sie einen Begriff gebrauchen - "Wirtschaftsflüchtlinge" -, der lediglich ein Euphemismus des Ausdrucks "Scheinasylanten" ist, und der, einst von rechten Politikern geprägt, problemlos vom linken oder liberalen Studenten gebraucht wird - auch dann noch,

wenn ein Heckelmann, sogar allgemein kritisiert, von "90% Wirtschaftsflüchtlingen" spricht und mit dieser maßlosen Übertreibung den ideologischen Hintergrund dieses Begriffes deutlich offenbart.

Dazu kommt, daß neuerdings den noch nicht müden Kritikern der derzeitigen Zustände immer wieder ein schlagendes Argument entgegengehalten wird: "Sei doch realistisch!" Die Bevölkerung leide unter akuten "Bedrohungsängsten", die "Masse" der Flüchtlinge sei somit sozial und auch wirtschaftlich nicht tragbar. Sogar bereits an den praktischen Lösungen, wie einer menschenwürdigen Unterbringung, scheitere die Lösung des Problems.. So mag sich die Situation tatsächlich - überwiegend über die Medien vermittelt - darstellen, doch wird damit zunächst ein Teil der als Argument ins Feld geführten Realität unterschlagen.

"Bedrohungsängste", gemeint sind hier die Angst vor dem Verlust der sozialen Sicherheit, des Arbeitsplatzes, der "kulturellen Identität" etc., sind vorhanden und müssen ernstgenommen werden; doch ist dies noch lange kein Grund, sie, anstatt ihnen entgegenzuwirken, durch Hetzkampagnen gegen Flüchtlinge (vgl. z. B. "Welt am Sonntag" vom 22.11.1992) noch zu schüren, bis sie sich schließlich in rechtsradikalen, mörderischen Aktionen ausdrücken (um nur eine Konsequenz zu nennen). Die Suche nach den eigentlichen Ursachen - rein soziale oder wirtschaftliche offene Fragen reichen als Begründung nicht aus - kann leicht durch die Diskussion eines scheinbaren Problems, eben des "Asylproblems", und seiner vermeintlichen Lösungen (z.B. Grundgesetzänderungen, Infrarot-Grenzüberwachung etc.) vermieden werden.

Darüberhinaus wird durch die scheinbare Faktizität von Zahlen, denen tatsächlich die Relationen fehlen, ein Verwirrspiel begonnen. Dazu ein Beispiel: "Zwar sind 1990 nach Aussage des Bundesamtes in Zirndorf 193.000 Flüchtlinge in die Bundesrepublik gekommen, aber auch 680.000 (Diese Zahlen wurden beim Statistischen Bundesamt abgefragt. Sie beziehen sich auf das Gebiet der alten Bundesländer.) Deutsche, wovon man weniger häufig hörte. Aber im gleichen Jahr sind zudem 460.000 Personen (in ihrer Mehrheit Ausländer) aus der Bundesrepublik ausgewandert - wovon man nie etwas hörte." Das heißt also, daß Zahlen, die nicht, wie sonst fast alles in der "Diskussionslandschaft" hierzulande, "relativ" gesehen werden, ein falsches Bild vom aktuellen Geschehen liefern können - nämlich das eines Flüchtlings-"Stroms".

"Die Manipulationsmöglichkeiten von Zahlen stehen im krassen Gegensatz zum Schein der Genauigkeit und unumstößlichen Faktizität, den sie erzeugen." Diejenigen, die den Realismus als Argument anführen, vermitteln so einerseits das Bild, medial vermittelte Informationen seien aufgrund ihrer Faktizität nicht mehr hinterfragbar; andererseits erscheint die Realität auf diese Weise unveränderbar.

Prinzipiell treten in diesen Beobachtungen zwei grundlegende Tendenzen zutage:

Einerseits der Trend zu einer allgemeinen Beliebigkeit. Gedanken, die noch vor kurzer Zeit eindeutig einem rechten, politisch nationalen Spektrum zuzuordnen waren, können heute problemlos von Liberalen bis Linken als emanzipatorisches Denken ausgegeben werden. Jemand kann sich für links halten und gleichzeitig beinahe öko-faschistoide Argumente (s.o.) anführen. Alles scheint möglich. Es braucht nicht mehr differenziert zu werden - die Meinungen sind beliebig austauschbar.

Andererseits wird mit dem Ausspruch: "Sei doch realistisch!" eine Diskussion über andere, nicht real erscheinende Möglichkeiten im Keim erstickt. Der vermeintliche

Realismus wird zum Glauben an Fakten, die aufgrund ihrer Vermittlung durch die scheinbar objektiven Medien und der eigenen Erfahrung dieser Medien ("Ich hab's doch selbst gesehen/gehört!") zur - wenn auch subjektiven - Wahrheit werden. Auf diese Weise wird die Realität zur gesellschaftlich totalen, die keine anderen Möglichkeiten des Denkens oder Handelns übrig zu lassen scheint. Die Folge ist ein Gefühl der Ohnmacht und der Lethargie, das politische Interessen schnell erlahmen läßt - auch bei Studenten und Studentinnen.

Ist eine andere Sicht der Dinge möglich? Nora Räthzel macht in ihrem bereits zitierten Artikel folgenden interessanten Vorschlag:

Es müsse darum gehen, die Perspektive des Denkens zu verändern und damit die Problemstellung überhaupt. Die Fragestellung dürfe nicht mehr um das sogenannte "Asylproblem" und eine nationale Regelung der Einwanderung kreisen. Der Gedanke solle u.a. auf die Weltwirtschaftsordnung gerichtet werden, die ein zentraler Grund für die Armut vieler Menschen und die derzeitige Wanderungsbewegung ist. Doch die Frage nach der Veränderung eines wirtschaftlichen Prinzips mit globaler Perspektive berge gleichzeitig die Forderung nach Senkung des Lebensstandards in der ersten Welt in sich. Eine Blickrichtung, die sicher nicht auf Gegenliebe stößt - zumal eine solche Perspektive weder kurzfristig zur Lösung aller Probleme noch absolut konfliktfrei und harmonisch ablaufen kann. Doch nationales Denken ist der Weg des geringsten Widerstandes und zur Lösung der derzeitigen Probleme längst nicht mehr geeignet; auch wenn die Wendung hin zur Weltperspektive schwierig scheint, ist sie dennoch notwendig, denn es hungern nicht mehr "nur" Millionen sondern bald Milliarden. ■

Viviane Korn

Räthzel, Nora. "Anmerkungen zur Debatte um die Migrationspolitik. In: *Das Argument*. 34. Jahrgang, Heft 1, Januar/Februar 1992. S. 85-89.

ASYLGEDICHTSMISBRAUCH

Stefan George - Praefascho-Poet im Besitz der Heilslehre, die sich zumeist negativ in beharrlichem Gemenetekel, Heilsrufen und apokalyptischen Sehnsüchten bestimmt - hat 1903 in einem Gedicht die ins Haus stehende Szene der Abweisung Asylsuchender beschrieben, die Abweisung der aus der

DIE TOTE STADT

Die weite bucht erfüllt der neue hafen
Der alles glück des landes saugt • ein mond
Von glitzernden und rauhen häuserwänden •
Endlosen strassen drin mit gleicher gier
Die menge tages feilscht und abends tollt.
Nur hohn und mitleid steigt zur mutterstadt
Am felsen droben die mit schwarzen mauern
Verarmt daliegt • vergessen von der zeit.

Die stille veste lebt und träumt und sieht
Wie stark ihr turm in ewige sonnen ragt •
Das schweigen ihre weihebilder schützt
Und auf den grasigen gassen ihren wohnern
Die glieder blühen durch verschlissnes tuch.
Sie spürt kein leid • sie weiss der tag bricht an:
Da schleppt sich aus den üppigen palästen
Den berg hinan von flehenden ein zug:

>Uns mäht ein ödes weh und wir verderben
Wenn ihr nicht helft - im überflusse siech.
Vergönnt uns reinen odem eurer höhe
Und klaren quell! wir finden rast in hof
Und stall und jeder höhlung eines tors.
Hier schätze wie ihr nie sie saht - die steine
Wie fracht von hundert schiffen kostbar • spange
Und reif vom werte ganzer länderbreiten!<

Doch strenge antwort kommt: >Hier frommt kein kauf.
Das gut was euch vor allem galt ist schutt.
Nur sieben sind gerettet die einst kamen
Und denen unsre kinder zugelächelt.
Euch all trifft tod. Schon eure zahl ist frevel.
Geht mit dem falschen prunk der unsren knaben
Zum ekel wird! Seht wie ihr nackter fuss
Ihn übers riff hinab zum meere stösst.<

Mutterstadt Ausgezogenen, die eine *Rückkehr* in die verarmten, alten, vergessenen Mauern begehren, nicht weil sie sich ihrer wieder erinnern hätten, sondern weil ihnen in ihrem prächtigen, wohlhabenden Hafen der Atem stockt und das Wasser stinkt. Daß dies geschehen wird, sind sich die Bewohner der alten Stadt gewiß - und mit ihrem Glauben an »ewige sonnen«, ihrem Anteil an der Heiligkeit, der sogar ein Sprechen erübrigt, ihrer Indolenz wird nichts sie von dieser Gewißheit abbringen können. Es sei nochmals betont: der Zug der Flehenden hat noch nicht stattgefunden. Es ist nichts passiert.

»Die stille veste lebt« und könnte doch nicht annähernd so tot sein: kein Gespräch läßt sich vernehmen, nur Glaube an den Tag, der kommt. Kein Leid, Apathie eines un widersprochenen Aufgehens im einzigen Ziel ihres Daseins: dem Schutz, sei es als conservative, sei es als conservationist. Und wer spricht ist die *stille veste* selbst; kein Mensch zu sehen, außer Prunk von Klippen klickenden Knaben - in der Phantasmagorie, wohl gemerkt. Die einzige Stadt des Gedichts: die Mutterstadt, die tote Stadt.

Das andere der Stadt ist der Hafen, reich und unendlich weit, der sich als Bucht durch ein Fehlen beschreibt, der dort, wo das Land fehlt, das Meer in sich eingreifen läßt. Auch wenn dieses Meer eines Tages den von den Klippen gestobenen falschen Prunk anschwemmen wird, wie das schwarze Gold an die Shetlands, so ist doch das Meer an sich der Weg des Fremden in den Hafen, der Weg dessen, was von anderen Küsten stammt. Diese Bucht, dieser Einschnitt in Form einer Falte, ist ein Gegenbild zum Kap - dem Sinnbild Europas:

»Was ist nun dieses Europa? Es ist gleichsam ein *Kap* der alten Welt, ein westlicher Ausläufer Asiens«, ein *Kap* eben so, wie die Felsenstadt der Kopf des Berges ist.

Auf solche Gedanken (hier Paul Valéry) baut ein Vortrag Derridas von 1990 auf, der den Titel *Das andere Kap* trägt. »Auch wenn ein Titel also ein *Kap* oder der Kopf eines Kapitels ist, führt uns der wahre Titel dieser Überlegungen eher in Richtung auf das andere des Kaps«, der Bucht vielleicht, dem Advents-Ort des »*Kommenden*, der Zukunft dessen, was vielleicht von einem ganz anderen Ufer aus kommt«?

Jedenfalls, wie wäre es, den Erwartungen der Mutterstadt sich zu widersetzen – ihrer Sicherheit, daß die Menschen der Bucht vor lauter Tausch und Tollerei den letzten Teil der Heiligkeit verlieren, diese Heiligkeit, die leidloses Leben in Identität mit sich selbst garantiert und die Verteidigung der Identität rechtfertigt. Die Konsequenzen dieser Verteidigung: Der Tod der eigenen Feste, das komatöse Leben. Und die Abwehr der Asylsuchenden. Die Erwartung dieses Ansturms aus existentieller Not zu enttäuschen, indem man Derridas Vorschlag folgt, das andere *Kap* – statt des eigenen, statt der Mutterstadt – anzusteuern: »Vielleicht ist das *Kap* des anderen die wichtigste Bedingung für eine Identität oder für eine Identifikation, die nicht auf einen zerstörerischen Egozentrismus angelegt ist, auf einen Egozentrismus, der das Selbst und den anderen zerstört.«

Wohlan: Kapitän, die Fahrt geht auf's andere *Kap*! Was für eine einfache Lösung, und warum sollte es keine einfachen Lösungen mehr geben? Jetzt lesen wir eben nur noch die Werke Ramanandas! Doch Vorsicht: Das andere *Kap* ist lediglich *Bedingung*, nicht einfach ein anderes Ziel des Zugs der Flehenden. Um das im Gedicht Gelesene konkret zu *gebrauchen*: Es geht nicht an zu sein vorzugeben, was man nicht ist. Es geht nicht

an, Gottschalk zu heißen, und »Ich bin Ausländer« zu rufen. Es geht nicht an, sich als guten, ja schlechthinnigen Deutschen zu bezeichnen, und doch nur erbärmliches Opfer des ach so beschworenen Vaterlandes zu sein.

Die Chance ist eine Vermittlung und hermeneutisch: Aus der Mutterstadt stammend, in der Bucht zuhause das Verstehen des anderen Kaps in Angriff zu nehmen. Um die Gefahr abzuwenden, an die Georges Gedicht mahnt, die Gefahr oben, nah der Sonne, auf den Ausschluß angewiesen zu sein, unten im Mond Opfer des ökologische Selbstmords zu werden, gilt es, die Heiligkeit nicht ganz zu verlieren und – anders als bei George – das eigene *Kap* nicht zu vergessen. Das Gedächtnis, das Andenken und die Identität hat die Mutterstadt nicht notwendig gepachtet. »Wir müssen mißtrauisch sein gegenüber der anamnestischen Anknüpfung oder Kapitalisierung und gegenüber der von Gedächtnisschwund geprägten Aussetzung.« Ja, auch solche opake Gedankenkraft, auf europäischem Boden gewachsen, soll nicht mit Vergessen bedacht werden, und um nicht zu vergessen, hilft zu verstehen, oder Brücken zu bauen, oder – ebensogut – mißzuverstehen. Nur nicht vergessen. In die Texte greifen und sie klingen lassen, gleich ob sym- oder kakophonisch. Was sich im Gebrauch abgenutzt und Gefahr läuft, vergessen zu werden, wird im Mißbrauch wieder brauchbar. Wieder klingt alles sehr einfach. Doch solange die Grenzen bewehrt sind, fällt es schwer, den Mißbrauch zuzulassen – braucht Abgrenzung alle Energie, die Erkenntnis zuteil werden könnte. Die Dinge ineinandergreifen zu lassen, im Gebrauch und Mißbrauch zu bewahren. Hegel lesen, und hieße es nur, seine Dialektik im Dualen System wiederzufinden. Intertextualität: Den Unterschied zwischen Nietzsches Begriff der Wiederkehr... und dem »Ich war eine Dose!« zu erkennen.■

Thorsten Nicolai

Unterschriftensammlung

Als Lehrende und Studierende der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin setzen wir uns mit Dichtung in vielen Sprachen und ihrem kulturellen Umfeld sowie mit Literaturtheorie auseinander. Viele von uns arbeiten oder studieren zeitweilig im Ausland. Grundlegend für unser Fach ist das Interesse an Anderem: Wir wollen über deutsche Staats- und Sprachgrenzen hinausdenken.

Daher sind wir bestürzt über die von CDU/CSU, FDP und SPD geplante Grundgesetzänderung, mit der Flüchtlinge aus anderen Ländern von deutschem Boden ferngehalten werden sollen. In einer sogenannten "Ergänzung" des Grundgesetzartikels 16 soll festgeschrieben werden, daß kein Asyl erhält, wer aus "sicheren Drittstaaten" einreist. Als sicher gelten dabei alle Unterzeichnerstaaten der Genfer Flüchtlingskonvention. Hinter der sogenannten Drittstaatenregelung verbirgt sich eine mögliche "Transitfalle": Flüchtlinge, die nur einen Fuß auf den Boden eines "sicheren Drittstaates" gesetzt haben (z. B. bei einer Zwischenlandung), können ohne weiteres sofort nach der Ankunft abgeschoben werden. Wir können nicht billigen, daß damit für diese Menschen das Grundrecht auf Asyl nicht mehr einklagbar wäre und vom Gutdünken des jeweiligen Drittlandes abhängig wäre.

Menschen, deren Antrag auf Asyl innerhalb eines Prüfverfahrens abgelehnt wurde, sollen in Zukunft sofort abgeschoben werden und nicht mehr aus Deutschland gegen die Entscheidung klagen dürfen. Wir halten es für zynisch zu meinen, daß Menschen aus Staaten, in denen sie verfolgt werden, klagen können.

Wir stellen in der öffentlichen Diskussion eine alarmierende Gleichgültigkeit gegenüber den Flüchtlingen fest. Ein Grundrecht soll geopfert werden, nur weil es un bequem erscheint. Wir beschäftigen uns in unserem Fach oft mit der Literatur von Frauen und Männern, die in Nazi-Deutschland verfolgt wurden oder flüchten konnten, und sehen, welche Folgen Exil und Abschiebungen haben können. Es erschreckt uns, wie wenig Gedanken man sich heute in Deutschland über das Schicksal von Verfolgten macht. Es zeugt von mangelndem demokratischen Bewußtsein, daß auf den wiederauflebenden Nationalismus mit der Beschränkung von Menschenrechten reagiert wird.

Daher fordern wir:

Keine Änderung des Artikels 16 GG.

Auch die Rechtsweggarantie muß bleiben.

Um eine bessere Integration zu ermöglichen, wollen wir die Möglichkeit doppelter Staatsbürgerschaft und Wahlrecht für ausländische Mitmenschen.

Uns liegt an einem Denken, das vor Landesgrenzen nicht haltmacht.

[illegible]

EPOCHE

Eine kritische Würdigung
anlässlich der Emeritierung von Professor Lämmert

Professor Lämmert wird emeritiert.

Was an anderen - vornehmlich größeren - Instituten nur eine Marginalie in ihrer Geschichte darstellen würde, ist für unser Institut von gravierender Bedeutung: Eine Ära geht zu Ende.

Nicht nur, weil Eberhard Lämmert, der seit 1976 in der Nachfolge Peter Szondis Professor am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft ist, in seiner Zeit als Präsident der FU (1976-1983) wichtige universitätspolitische Akzente gesetzt hat, sondern vor allem, weil das Institut damit seinen wohl wichtigsten und prägendsten Lehrer verliert; einen Wissenschaftler, dessen Engagement in so gleichem Maß der Sache der Literatur und der Sache der Bildung galt, daß diese Kombination ihn zu einer singulären Figur in der hochschulpolitischen Landschaft macht.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Präsidenten der FU hat Professor Lämmert sein bildungspolitisches Engagement - dokumentiert unter anderem durch die von ihm begründeten Universitätsvorlesungen - keineswegs zurückgestellt, sondern sich weiterhin um eine Öffnung der Hochschulen bemüht. Dabei ist, wie auch die 1991 bei Metzler erschienene Sammlung seiner Reden und Aufsätze seit 1960 (*Das überdachte Labyrinth. Ortsbestimmungen der Literaturwissenschaft 1960-1990*. Stuttgart: Metzler 1991) zeigt, seine gleichbleibend als "linksliberal", oder besser und deutlicher: nicht-konservativ zu nennende Haltung hervorzuheben; zudem in einer Generation, der es im Grunde leicht fiel - und zum Teil immer leichter fällt - sich in

konservativen Umfeldern wohl zu fühlen. Trotz seiner nicht-konservativen Haltung hat Professor Lämmert jedoch, bei allem Einsatz für eine Öffnung der Hochschulen, stets auch die Arbeiten herausragender Wissenschaftler gefördert. So finden sich unter seinen Aktivitäten die Mitgliedschaft im Vorstand des Deutschen Volkshochschulverbandes, im Gründungskomitee der Viadrina in Frankfurt/Oder und im Vorstand der Fernuniversität Hagen einzutragend neben der Gutachtertätigkeit für die DFG, der Präsidentschaft der deutschen Schillergesellschaft und, seit neuestem, dem Vorsitz im Gründungskomitee des Einsteinforums. Es ist die sich hierin zeigende Verbindung vom Engagement für qualitativ hochwertige Breitenbildung und der Förderung singulärer Erscheinungen im Wissenschaftsbetrieb, die Eberhard Lämmert auch von jenen Bildungspolitikern unterscheidet, die ihm noch am ehesten politisch nahe stehen, am Ende aber entweder jede »Eliteförderung verdammen, oder sie als bildungspolitisches Allheilmittel betrachten«.

Zu den genannten Tätigkeiten, denen sich Professor Lämmert immer schon neben seinen Lehrveranstaltungen gewidmet hatte, kam in den letzten Jahren seine Beteiligung an der Evaluation und Abwicklung der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR, die seine Zeit zusätzlich in Anspruch nahm. So geschah es, daß mehr denn je Studenten des Vielbeschäftigten Verzögerungen bei Hausarbeitskorrekturen oder der Abfassung von Gutachten beklagten. Dies, obwohl das Verhältnis von zeitlicher Präsenz am Institut und Bekümmerung um die Belange

der Studenten und ihre Betreuung bei ihm stets umgekehrt proportional war: Wer um Hilfe bat, bekam sie - soweit die Zeit es zuließ. Für Professor Lämmert sind Studenten alles andere als Manövriermasse oder lästiger Ballast seiner Forschungstätigkeit. Ausdruck dessen ist, bei allem Widerspruch zu seiner häufigen Abwesenheit, auch sein ständiges, in jeder Institutsratssitzung zu verfolgendes Bemühen um eine, über alle Differenzen und sinnvollen, ja notwendigen Streitereien hinweg, nachgerade familiäre Atmosphäre am Institut - ein Zustand, der auch an kleineren Instituten alles andere als selbstverständlich ist.

Als Lehrer und Wissenschaftler galt und gilt seine ganze Liebe und sein ganzes Engagement der großen europäischen Erzählliteratur. Ihr widmete er große Überblicksvorlesungen, die teilweise über mehrere Semester reichten. Dadurch, und durch seine Seminare versuchte er, gegen die zunehmende Kleinteiligkeit des Faches und seiner Forschungsgegenstände, die großen Linien und Zusammenhänge von Literatur zu bewahren und erfahrbar zu machen. Diesem Ziel dienten auch schon die inzwischen legendären *Bauformen des Erzählens*.

Überhaupt ist das Kleine und Kleinliche, im Denken wie im Handeln - man sehe die Liste seiner Aktivitäten -, seine Sache nicht. Für Studenten konnte aus diesem Denken in großzügigen Maßstäben jedoch zuweilen der Eindruck der Ferne, oder zumindest der mangelnden Nähe oder Wärme entstehen - Reminiszenz eines Habitus, der häufig mit dem Typus des Ordinarius verbunden wird - ein Widerspruch zu seinem sonstigen

Verhalten, den Eberhard Lämmert durch stete Fairneß gegenüber Studenten auszugleichen suchte.

Das Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft verliert in Eberhard Lämmert einen großen Lehrer, der sich immer auch für das Institut als Ganzes verantwortlich gefühlt hat. So enthält schon sein Berufungsvertrag eine Bestandsgarantie für das offenbar schon damals gefährdete Institut. Und noch vor wenigen Jahren, als der Fachbereich Romanistik (oder doch wenigstens einige seiner Professoren) versuchte, sich im Rahmen der Umstrukturierung der Universität das Institut, gleichsam über Nacht, unter den Nagel zu reißen, war er es, der durch eine, wie eine Zeitung schrieb, "flammende Rede" vor dem Kuratorium dieses in letzter Minute umzustimmen vermochte und jenen wissenschaftlichen GAU verhinderte. Bleibt zu hoffen, daß nach der Emeritierung von Professor Lämmert die Gefahr für den Bestand des Instituts nicht anwächst, und daß sich auch weiterhin jene finden, die sich, so wie er, für diesen Bestand verantwortlich fühlen. In jedem Fall verliert das Institut einen Menschen, der hier als eine singuläre Figur in der deutschen Hochschullandschaft und Bildungspolitik gewirkt hat, wie er wohl kaum wieder zu finden sein wird. Mit seinem Weggang wird vieles anders werden. Es bleibt abzuwarten, ob nicht zugleich manches schlechter wird. ■

Jörg Müller-Barkei
Karen Diehl
Thorsten Nicolai
Diana Zimmermann

SCHARFUNG DES BEWUßTSEINS

Würden Sie heute noch einmal anfangen, Germanistik zu studieren?

Das ist eine gute Frage. Ja.

Warum?

Ich finde, daß man seinen Lebenslauf so organisieren sollte, daß man das, was man tut, nochmal tun würde. Ich habe eine glücklichere Lebensgeschichte aus diesem Beruf entwickelt, als ich es mir zunächst vorgestellt hatte, und würde es deshalb sofort wieder machen. Ich würde auch andere immer gern dazu anregen, einen ähnlichen Weg zu gehen, weil ich aus meiner eigenen Erfahrung, der Förderung und der Unterstützung durch andere eine gewisse Verpflichtung fühle, andere dazu zu bringen mit Begeisterung, mit Engagement, mit Enthusiasmus durch diesen Beruf zu gehen, die positiven Seiten zu sehen und nicht in Zynismus zu verfallen.

Welche sind denn die positiven Seiten der Germanistik?

Die Germanistik hat mir die Möglichkeit der Selbstverwirklichung, der Einwirkung auf andere und auch der Rückwirkung von anderen auf mich geboten. Allerdings waren meine ursprünglichen Vorstellungen von der Einwirkung auf andere eher abstrakt. Ich wollte eigentlich Journalist werden, fand dann aber doch zu einem mehr pädagogisch ausgerichteten Modell der Einwirkung. Wichtig ist für mich, daß nicht nur ich auf andere einwirke, sondern daß ich auch im pädagogischen Verhältnis die Rückwirkung anderer auf mich sehe, so daß ich das Studium als die erste Phase eines Lernprozesses betrachte, der ein ganzes Leben lang läuft. Es gibt mir ein

sehr positives Gefühl von meinen Möglichkeiten, wenn ich sehe, daß es mir gelingt, Türen zu öffnen, die Jüngere noch nicht öffnen können, weil sie den dazu nötigen Status noch nicht haben.

Man wird ja zunehmend auch bescheidener. Es ist also inzwischen eher die Wirkung auf einzelne Personen, Studenten, von denen ich sehe, daß sie sich angeregt fühlen, daß sie in eine Richtung gehen, in der sie selbst glücklich werden, weil sie ihre Fähigkeiten entwickeln können, eine Wirkung, die mir völlig ausreicht. Ich brauche öffentliche Anerkennung durch ein anonymes Publikum nicht.

Inwieweit hat Literaturwissenschaft auch über den persönlichen Rahmen hinaus eine Bedeutung?

Für mich fängt gesellschaftliche Veränderung bei der Mitarbeit am Bewußtsein für die Problematik der Welt an. Aus diesem Problembewußtsein für eine Welt, die uns zunehmend mit Einschränkungen und Vorgaben umgibt, entsteht eine kritische Distanz, die eine Handlungsorientierung möglich macht. Insofern hat sich auch meine politische Haltung in einen bescheideneren Anspruch verwandelt, da ich früher angenommen hatte, durch die in meinem Studium erreichten intellektuellen Ergebnisse zu einer unmittelbaren Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse beitragen zu können.

Als Doktorand meint man, daß nach der Lektüre der eigenen Dissertation in der Wissenschaft nichts mehr so laufen kann wie zuvor. Zwar hilft dieser Gedanke, die Energie aufzubringen, die notwendig ist, um ein solches Werk auf die Beine zu stellen. Er ist aber natürlich unrealistisch, vielleicht

auch ein bißchen kindlich. Ich bin inzwischen eher der Ansicht, daß die Wirkung durch einen zu hoch angesetzten Anspruch eingeschränkt wird. Aber ich glaube, daß es möglich ist, ein Bewußtsein für die Ambivalenz einer Wirklichkeit zu schaffen, die zunehmend auf Eindeutigkeit abgestellt ist. Das ist der große Vorzug der Literatur, daß sie uns eine Alternative, ein fiktionales Anderssein als das, was uns umgibt, eben diese kritische Distanz geben kann und uns deshalb hilft, das was uns als politische Realität umgibt, in Frage zu stellen. Die Literaturwissenschaft als Schärfung des Bewußtseins für alternative Lebensformen erfüllt durchaus einen politischen Anspruch.

Von außen betrachtet erfüllt die Universität diesen Anspruch aber nicht.

Da würde ich sagen, daß man als Lehrer an einer Universität an der Ausbildung - wie sehr man sich vor dem Begriff auch scheuen mag - großer Eliten beteiligt ist. Mit diesem Selbstverständnis gibt es sicherlich Schwierigkeiten, in Deutschland größere als in Amerika. Amerikanern gelingt es sehr viel leichter, ihr Demokratieverständnis auch mit einem Eliteverständnis, einem Eliteanspruch zu verbinden. In Deutschland ist es aus historischen Gründen schwieriger, deshalb klappt es hier nicht ganz so gut. Ich würde sagen, daß da vielleicht einiges nachgeholt werden könnte. In Anbetracht der Tatsache, daß man es bei der an Universitäten betriebenen Bewußtseinsbildung mit Menschen zu tun hat, die später an Stellen stehen werden, an denen diese Bewußtseinsbildung Realitäten schaffen wird, wo sie auf breiten Ebenen wirklichkeitsverändernd wirkt, sollte in Deutschland etwas mehr Wert auf die Ausbildung von künftigen Führungseliten gelegt werden.

Wenn ich auch glaube, daß sich die Gesellschaft relativ wenig um das kümmert, was in der Literaturwissenschaft geschieht, stelle ich doch mit einem Gefühl der Beruhigung fest, daß in Deutschland bildungspolitische Konzepte öffentlich diskutiert werden. Peter

Glötz weist in einem Artikel in der FAZ darauf hin, daß das Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft in Berlin, das Institut Eberhard Lämmerts, so hat er ausdrücklich gesagt, zu den führenden Instituten des Landes gehört. Das wäre in Amerika so nicht möglich. Da würde nie darauf hingewiesen werden, welche Institute unter den Humanities eine gesellschaftsverändernde Funktion haben oder an der Ausbildung von Eliten beteiligt sind. In Deutschland haben Geisteswissenschaften schon eine größere politische und gesellschaftliche Reichweite als in Amerika, wo die Humanities viel mehr im Anspruch einer elitären literarischen Bildung befangen sind und den gesellschaftlichen Anspruch, mit dem auch ich in dieses Fach gegangen bin viel weniger kennen. Die gesellschaftliche Komponente einer historischen Kontextualisierung von Literatur in Amerika zu erreichen, als Antidot, als Therapeutikum gegen eine im New Criticism oder der Deconstruction angelegte Enthistorisierung der Literaturwissenschaft ist denn auch eher ein Kampf von Immigranten wie mir. Unser Programm der interdisziplinären, sozialkritischen German Studies bewirkt in Amerika etwas, weil unsere Studenten wieder an die führenden Universitäten kommen, wo sie das von uns erarbeitete umsetzen können.

Wenn die amerikanische Literaturwissenschaft auch gesellschaftlich keine so große Rolle hat, so ist es dennoch so, daß die wissenschaftlichen Neuerungen fast alle aus Amerika stammen.

Tatsächlich glaube auch ich, daß sogar in unserem Fach, der Germanistik, heutzutage mehr Innovation aus Amerika kommt als aus Deutschland. Das hängt, so glaube ich, mit einer Generationsverschiebung zusammen. In Deutschland sind seit etwa zwanzig Jahren die Universitäten für den Nachwuchs sozusagen dicht, in Amerika strömt gerade in diesen letzten Jahren die jüngere Generation in die führenden Universitätspositionen. Die deutsche Germanistik erscheint so aus der amerikanischen Perspektive - das mag vielleicht

ein bißchen arrogant klingen - eher konventionell. Von einigen theoretischen Inseln, wie dieses Institut eine ist, mal abgesehen. Man gewinnt oft den Eindruck, daß sich deutsche Wissenschaftler lediglich eines Materials annehmen, weil es nun mal vorliegt. They deal with it because it's there, sagen wir dazu. Grundsätzliche Fragen kommen eher außerhalb der Universität zur Sprache, werden oft in die Medienwirklichkeit überführt, eine Komponente, die in Amerika völlig fehlt.

Deutsche Studenten haben, obwohl ihnen die akademische Professionalisierung im Vergleich zu amerikanischen Studenten in einem erschreckenden Maße fehlt, den großen Vorzug, in eine Welt der Medien, der Theater, in den ganzen Kulturbetrieb verwickelt zu sein.

Finden Sie, daß deutsche Studenten dem gesellschaftlichen Anspruch an das Studium besser gerecht werden?

Unter deutschen Studenten besteht, so weit ich das jetzt aus meinen persönlichen Erfahrungen beurteilen kann, eine erstaunliche Motivationsschwäche. Das hat nichts mit Desinteresse zu tun, vielmehr könnte diese Motivationschwäche institutionell aufgefangen werden, wenn eine intensivere Betreuung möglich wäre. Die amerikanische Form der Betreuung kommt hier sehr schnell in den Verruf einer Verschulung. Ich halte es für eine unglückliche Alternative, auf der einen Seite theoretische Intellektualität und auf der anderen Seite Verschulung zu sehen, vielmehr sollte versucht werden, durch eine Studienplanung positiv auf die Motivation der Studenten hinzuwirken.

Wie könnte die Organisation einer solchen Betreuung in Deutschland angesichts der hohen Studentenzahlen aussehen?

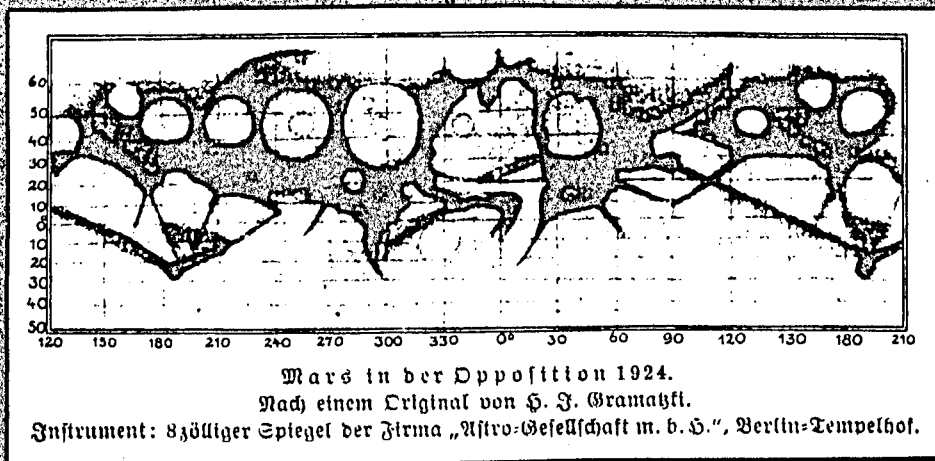
Die Frage nach Zugangsbeschränkungen ist eine politisch sehr heikle Frage. In jedem Fall sollte meiner Ansicht nach innerhalb des Studiums stärker nach Fähigkeiten gefördert werden. Eine Betreuung, wie wir sie in den Staaten haben, die Vor- und Nachbesprechung jeder Arbeit vorsieht, ist hier aufgrund der hohen Teilnehmerzahlen sicherlich nicht möglich. Auch wird von den deutschen Kollegen mehr Vorbereitungsarbeit erwartet, als bei uns, da sich die Seminare grundsätzlich aus einer Gesprächssituation entwickeln. Für die Motivation ist dies von großer Bedeutung: es gibt nicht diese Entgegensetzung von Lernenden und Lehrenden, nicht dieses Bild vom Prof als Autorität mit der Macht zur Setzung von Wahrheit. Wünschenswert wäre daher eine Förderung der Zusammenarbeit und der Kommunikation zwischen Studenten und Dozenten (hier könnte z.B. diese Zeitung eine positive Rolle spielen). Das sichere Ende einer solchen Kommunikation wäre jedoch die Integration des Instituts in die Rostlaube.■

Dieses Interview entstand während des Gastaufenthalts Professor Seebas im Sommer 1992 in Berlin. Wir danken Herrn Seeba nochmals für seine Bereitschaft. Leider war es nicht mehr möglich (wohl aufgrund der Ereignisse in UC Berkeley) den Wortlaut dieses Interviews nochmals mit ihm abzusprechen.

Thorsten Nicolai
Diana Zimmermann

ZWEI ½ GEDICHTE
VON

bj



Die Menschheit ist, kosmogonisch betrachtet, überaus jung, ein Wesen von heute. Wir dürfen darin eine Gewähr dafür sehen, daß dem Edleren, das sich im Menschen regt, die Zukunft der Erde gehört.



universo

dolce ma non troppo

die welt ist rund und gleißend
glimmert sie in farben – ganz unmöglich,
grashüpfer springen von der kruste
In magmatische verschmelzung mit dem candy-kern,
glühender honig durchdringt die poren.
hagere astronomen stellen ihre teleskope
auf die sicheren schollen, linsen durch glas:
sonnen aus pfefferminz, löcher lakritz – und nougat nebel!
lurche reiten ellipsoid auf marshmallows
und ziehen zuckerfahnen hinter sich.
alle sechs und siebzig jahre nagt karles am berg massiv,
der zahn des kontinents, der krümelt.
die furcht vor großem sodbrand
schwelt an bodennahen observatorien.
nur das chamäleon streckt die zunge seinem freund
zum gruß, leckt aus dem wind
den süßen staub.

1

ichdichderdu
über schwämme die wälden
olz weigweiser wo hin

dudichderesich
verstaubestamtisch

ichdichderdu
mehr die seen, die säen die mereren
sie - die saatsamen undbkanten
die überdrüsigen der ernnte

2

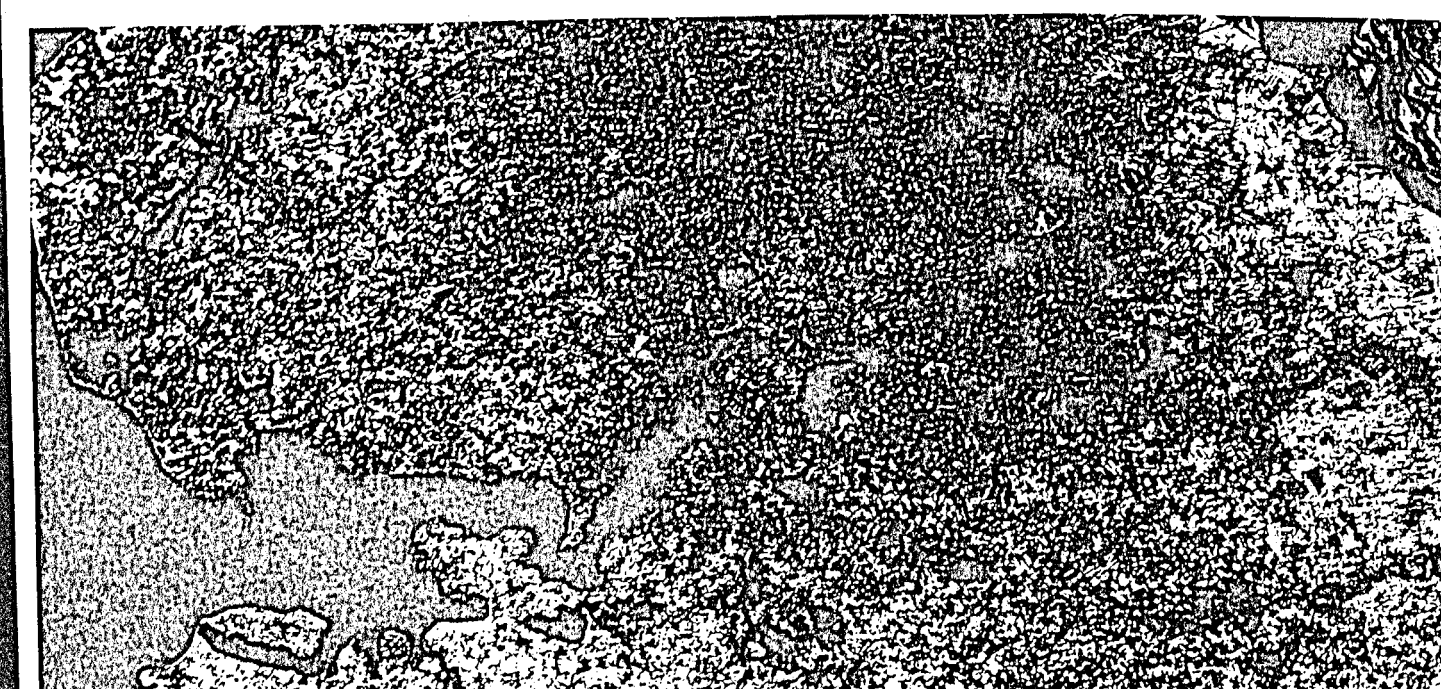
3

dem → G
dicht nach , sagt:

labyrent - a - qualithet is,
was man nach dem modern noch vers-tät
tromm sumpfe dich nicht deiner ob 8
denn n⁹un gehst du ihm auch auf den reim

|

4



On Literature

Why should one open one's eyes if one has been kept in a cupboard for such a long time. Certainly not literally in a cupboard. I am not talking about events. I know it's cruel to pretend one has been kept in a cage or something like that. Life is more cruel still - rather behind our backs. And if we turn around we see that something is missing: I'm not talking about loosing your bus ticket every six months and remembering your umbrella when it's already two hours too late. I don't mean coffee that burns your tongue and I'm not thinking about the possibility of writing a story now and then to cock a snook at your biography. That's the ivy on the wall. I mean the wall itself (to use another weird image).

Just think: A beautiful deep dark wisdom is humming in your ears and on your vocal cords since you've been able to read "Flush" and to understand all the verbal fuss littered about in it. But nobody else cares. The world (to use a cheap expression) is shaken in palsies and roamed by revolutionaries in white uniforms with golden buttons proclaiming republics and cheap butter. The hollows and crevices of this world resound with shrill, bawled, shouted words. Our newspapers wither at thousands of spots faster than they should because they are sick of bearing those hulky rabbling letters. "BEHOLD" squeals the black printer's ink barging into our eyes. Note: The dignified black colour behaving like a bored school-boy. People with perfectly normal surnames like Kohl, Müller, Waldheim and Major cast sly glances at each other and the poor old world trembles from its mighty oak forests to its transparent ice deserts like a bulky head. The trees stand on end, floes grind feverishly as if a huge nightmare had put its knee on the invisible chest of the planet and at the worst the sky is cloudless as if a frenzied sick man had thrashed the cover off his bedstead. Again and again, like a sad little wheel bored by a little hamster the star revolves, revolves in its anguish. As if there wasn't a sweet pill beside its pillow on the bedside table. Because in my inner eye - an organ as slow-witted and reliable as a hazelnut - I see, see like in a showcase. I see people standing and sitting dumbfounded, people listening to their inner voices - those little dear ones one hears in special moments. You hear it if you've just read about an earthquake in one of the newspapers. You look absent-mindedly at the clock in your dining-room pursuing its exact business without a moment's hesitation. And its ticking-away is like a sympathetic throbbing at your breast. At this sign - urging in a soft manner - we should - leave our black drawers and face the sun's eye. But at every other rattling - let us ignore it, curl up in the remotest corner of our chests and collect our mind like mice do with wheat pretending we are asleep.

Sebastian Bubner
Tübingen

POLYPHONY:

VIRGINIA WOOLF AND MIKHAIL BAKHTIN.

Through the process of mistranslation, Mikhail Bakhtin has sent into the theory of the novel in English, the word 'polyphony'. Translated more literally, so his English translator claims, the word Bakhtin uses would be rendered something like more-than-one-voicedness. Avoiding this clumsiness and, by happy coincidence, steering into the useful area of musical analogy we can adopt the word polyphony in a variety of illuminating ways.

Although Bakhtin did not himself use a word with musical connotation, musical polyphony reflects a more explicit aspect in the *Dialogic Imagination* of a more general musical view. Bakhtin likens the study of the novel in the terms of traditional poetics as transcribing »... a symphonic theme onto a piano keyboard«.

I will take polyphony as a musical term, combining it with the idea of the politics of dialogic discourse in Bakhtin, and propose a reading of Virginia Woolf's *To the Lighthouse* using these Bakhtinian structures.

Polyphony is the sounding of one or more musical themes by different voices at different pitches and points in time to create the substance of the musical form. The most enduring and perpetual polyphonic form, prevalent in the eighteenth century as typified by the music of Bach, is fugue, the closest musical form to the Bakhtinian novel, creating a musical image of a basic theme as developed by many voices, like the many verbal voices that create

a novelistic image of a theme in words.

During the Counter-Reformation, polyphony was investigated as a possible heresy allegedly distorting the 'clear meaning' of the words of the liturgy. The council of Trent did not specifically legislate against polyphony, but Morone, the bishop of Modena, explicitly banned the use of it, favouring plainsong, as one chronicler put it: »when they sang plainsong everyone understood«. There was a direct suppression of many-voicedness; put in terms of literary theory 'fabula' had to take precedence over 'sujet'.

Like the theme in a fugue, we could consider Mrs Ramsay to be the main theme of *To the Lighthouse* (she is present after her death in everyone's thoughts as much as when alive); all the voices of the novel (or fugue) are building up a structure by their development around the central theme. Woolf's novel gives, overall, not a singular view describing Mrs Ramsay; beautiful, a mother, hostess, concerned for everyone etc., but rather a composite, many-voiced, novelistic image of her. No one voice is more dominant than the other, any wider view will be as a result of all voices, including Mrs Ramsay's own.

At the novel's opening, Virginia Woolf initiates two important themes, Mr Ramsay, the weather and its effect on James' trip to the lighthouse. Mr Ramsay is introduced putting down his son: »...it won't be fine«. This is in

counterpoint to Mrs Ramsay's conditional statement that opens the novel: »Yes, of course, if it's fine tomorrow«. Woolf ironically introduces the word 'fact'. Mr Ramsay apparently lives through 'fact': »He was incapable of untruth; never tampered with fact...«. but this is in fact a dialogic of the word 'fact', that is to say, fact is placed between James' opinion of his father and the question of the weather, the facts of which won't be known until tomorrow. The ordering of speech acts is crucial. There is an implied response to more than one direction or logic. We don't simply read a conversation and consider it. Rather we respond to Woolf's novelistic image of the conversation, built up on a polyphony of:

- i. Mr Ramsay's hard fact denial;
- ii. James' Oedipally fired desire to go to the lighthouse;
- iii. Mrs Ramsay's 'fact'-free belief that the weather will be alright.

As Bakhtin says (and this particularly so with Woolf): »The novelistic word ... registers with extreme subtlety the tiniest shifts and oscillations of the social atmosphere; it does so, moreover, while registering it as a whole, in all of its aspects.«

No speech act stands alone in the novel, as no line in the fugue escapes relations to all other lines. Just as Lily Briscoe and Mrs Ramsay are distinguished by their ability to change their views almost sequentially (looking at Tansley at dinner), so Woolf does not need to hold to one view. The reader always responds dialogically, always to more than one position. Any response will have absorbed all previous material and will continue to absorb all subsequent material.

Lily Briscoe speaks the final words of the book apparently alone, but Woolf is present as the constant 'parodic' voice mediating between Lily's words and the reader; no character will speak di-

rectly, but then no character would have spoken without Woolf having written.

Woolf is always able to represent her own process for turning material into a novel. She writes in *A Room of One's Own*: »... a novel starts in us all sorts of antagonistic and opposed emotions. Life conflicts with something that is not life ... The whole structure ... is of enormous complexity ... made up of so many different judgements ... The wonder is that any book so composed holds together for more than a year or two...«.

In other words how does a novel remain readable when its contents are subject to time and change? This dilemma is absorbed into every aspect of *To the Lighthouse* with a slight variation. How do you write a novel about the futility of trying to capture and halt the irreversable change of time? To describe someone as if they are unchanging is reductive, but to produce a novel you must freeze them into words. To return to the house it must be cleared up, time must be defied to return to the origin of your memories. You have to stop the image in words to animate it in the novel.

»Time Passes« novelises that dilemma: »... it was impossible that ... we should ever compose from their fragments a perfect whole or read in the littered pieces the clear words of truth«. But by writing we can have an image in the novel of those fragments.

In »Time Passes« beliefs can be affected by the seasons. Time, the parent text of the seasons, is occupied, Woolf laments: »... in idiot games, until it seemed as if the universe were battling and tumbling, in brute confusion and wanton lust aimlessly by itself.« Woolf solves the dilemma by inserting these self-critical ideas into the polyphony of the novel. She has produced from the dilemma a novelistic discourse, not as circumscribing as a description of the dilemma and, most importantly, not requiring Woolf to finish the discourse with an omniscient conclusion.

Considering *To the Lighthouse* as a novel and taking non-circumspection to be the subject; of the impossibility and destructiveness of trying to fulfill a single-view meaning; of reaching Z in Mr Ramsay's fantasy alphabet, to be able to know Mrs Ramsay as hard fact, we have a group of highly Bakhtinian subjects, all used like the figuration, tonality and rhythm, to develop the fugal theme of Mrs Ramsay. To describe Mrs Ramsay as hard fact would be to contain and remove her from the discourse. The encompassing language of the novel can remain

a dialogic warding off conclusion. It would be arch to stress the ideological implications of this decentralising stylistic, and the implications for Woolf and *écriture féminine*, but it is clear that to foreclose would be to make the novel a centralised poem and Mrs Ramsay a pedestaled statue. What Woolf writes is indeed a '»vision«' not a description.■

Daniel Williams
Edinburgh University

»NICHTS IST EPISCH. ALLES IST LYRISCH.«

Botho Strauss: *Beginnlosigkeit - Reflexionen über Fleck und Linie*

Beginnlosigkeit ist ein schönes Büchlein: Von außen sieht man auf einen grauen Papierumschlag, auf dem sich sehr dezent und fein der Titel findet, in Versalien gedruckt. Schlägt man es auf, ist man zunächst erfreut über den grauen Vorsatz, des weiteren über das voluminöse und doch feste Werkdruckpapier, leicht gelblich, auf dem sodann ein weiteres Mal der Titel erscheint, nicht zu groß abgesetzt in der immer wieder feinen Garamond, diesmal ist er jedoch ergänzt um den Zusatz *Reflexionen über Fleck und Linie*.

Was heißt hier jedoch Reflexionen? Das Buch beginnt, verdächtig zu werden: Wieder hat ein deutscher Gegenwartsautor es vermieden, ein eindeutiges literarisches Genre zu bedienen (Hat es nicht gereicht für große deutsche Prosa, fragt man sich im Gedenken an das letzte Literarische Quartett). Man schlägt den Text auf und tatsächlich bietet sich das bekannte Bild: Prosa-Häppchen finden sich ele-

gant auf den Satzspiegel verteilt, und so stellt man sich auch für den Inhalt auf weitere ästhetische Ergötlichkeiten ein.

Entgegen meiner Vorurteil steckt aber doch etwas hinter diesem Text, und was noch schöner ist, der Text selbst rechtfertigt seine Form, man kann ihn als ein Manifest nicht nur für das Lyrische, sondern auch für eine bestimmte Art von Literatur lesen. Mit dem Untertitel *Reflexionen über Fleck und Linie* schafft Strauss zwei gegensätzliche Prinzipien, die das Diffus-Undefinierte und das Linear-Begrenzte darstellen. Unter diese ordnet er dann: Seele und Ratio, Laut und Sprache, Chaos und Ordnung. Hier werden jedoch nicht nur inhaltliche Kategorien geschaffen, sondern ebenso formale, denn Leben wie Poesie müssen diese Gegensätze überwinden. Die im Buch vielzitierte moderne Wissenschaft, die unsere Gesellschaft und unser Denken entscheidend prägt, führt nun in ihren letzten Ergebnissen, so versucht Strauss wohl aufzuzeigen, in Chaos und Unübersichtlichkeit, obwohl gerade sie ein Musterbeispiel für lineare Ordnung dar-

stellt. Sie leitet hin zu Überlegungen vom *steady state*, von eben der Beginnlosigkeit der Welt oder zumindest ihrer Teilchen, nach der das Buch benannt ist. Hier gerät der Text zu einer Standortbestimmung des heutigen Menschen, der zwischen seiner immerwährenden, subjektiven Begrenztheit und der ins Unüberschaubare angewachsenen Menge gesammelter Information steht, seine Versuche, eine nicht faßbare Welt zu ordnen, führen ihn ins Chaos zurück, und lassen ihn eben daher nach dem Anfang fragen. Der Anfang ist es nämlich, der Platz bietet für alle rückwärtsgewandten Utopien, die sich hinter so manchen scheinbar fortschrittlich-revolutionären Gedanken verborgen. Der Anfang ist der Ausgangspunkt des Mythos von einer besseren Ursprünglichkeit und eines schaffenden Gottes, aus ihm entspringt das Denken von Zeit und damit von Ursache und Entwicklung. *Der Wahrheit näher käme die physikalische Imago von einem steady state, das Zeit, Raum und Leben, Ich und Andere in einen einzigen konturlosen Nebel hüllt - eine bewegte Aufgelöstheit der Dinge und Benennungen, in der das Alles zu einem Etwas zerrieben, das Ganze zu einer Sämtlichkeit abgewandelt erschiene und folglich vom einzelnen Ereignis nicht zu sagen wäre, ob es vorbei ist oder ankommt oder immer da war.* Ein Geschehen hätte also keinen Anfang (man könnte gar nicht mehr von einem Geschehen sprechen), es würde zurückgehen auf eine verstrickte und endlose Abfolge anderer Geschehnisse, auf einen Fluß der Dinge. Botho Strauss geht nun der Bedeutung dieser Beginnlosigkeit auf verschiedenen Ebenen nach, die unter den Kategorien von Fleck und Linie eingeordnet werden können. Auf einer Ebene tritt eine Person auf, ein Er, mittels dessen Strauss eine Art Handlungsstrang in das Buch einführt. Daneben stehen die mehr oder weniger abstrakten, unpersönlichen Überlegungen, die als Gedanken der namenlosen Figur verstanden werden können, und die so einen fiktiven poetischen Beigeschmack erhalten. Diese Trennung der Ebenen und der

daraus resultierenden Spannung wäre wohl weniger leicht zu erreichen gewesen, hätte Strauss in der ersten Person geschrieben, denn offensichtlich handelt es sich um eigene Eindrücke, ebenso wie die Überlegungen des Buches natürlich eigene sind. Durch die Trennung führt er das Gegensatzpaar poetische Schilderung und abstrakte Gedanken vor, Kategorien, die auch jeweils für verschiedene Arten von Denken und Wahrnehmen stehen, für Anschauung und Betrachtung etwa, vor allem aber für subjektiv und objektiv, sowie für emotional und rational. Die geschilderte Figur versucht, ihre eigene Emotionalität durch Rationalität zu entdecken, so wie die Wissenschaft das Chaos mittels der Ordnung erforscht. Er sucht wohl seinen eigenen Beginn, den er stellvertretend an seinem Sohn nacherleben kann, denn er selbst befindet sich quasi am Ende einer Ordnungskette, die Symbole, die unser Wissen ordnen, stehen fest, man kann nur noch zustimmen und wiederholen: *Er sehnt sich nach dem Text vor der Schrift, der Botschaft vor dem Code, dem Fleck vor der Linie (...)* er vernahm jetzt bei einem Stil, bei einer Überzeugung, bei einer philosophischen Betrachtungsweise nur mehr die Erkennungsmelodie und lehnte sich gelangweilt zurück. Drei Töne und er kannte die ganze Weise. Zuletzt gelingt ihm sein Selbstversuch: *Der Gedanke stand im Herzen und maß den Druck der Unvernunft.* Er geht hinaus und kann endlich wieder sehen, was ihn umgibt - eine kritische Szene für das Buch, denn nun muß Strauss entweder das Unbeschreibliche beschreiben, die reine Anschauung, oder aber das Gelingen ist nur eine Illusion, die kurzzeitig Linderung verschafft, die Schilderung einer Idylle am Schluß des Buches wäre dann höchst ironisch. Eins kann man jedoch festhalten: Wenn die Figur des Buches zuletzt wirklich einen Moment reinen Erkennens erleben soll, so hätte Strauss besser daran getan, diese Beschreibung wegzulassen.

Durch meinen Versuch, einige grundlegende Motive des Buches nachzuzeichnen, habe ich ihm

vermutlich einen Anstrich von Linearität und Homogenität gegeben, den es gar nicht zu vermitteln sucht. Es ist tatsächlich sehr heterogen, eher ein Kreisen um die Thematik, so daß man nicht immer von der Notwendigkeit einer Textsequenz überzeugt sein muß. Manche der poetischen Segmente sind wenig erhellend, wirken kümmerlich, doch vielleicht sollen sie das sogar, denn wie viele eigene und daher möglicherweise poetische Wahrnehmungen hat man noch, wenn alles definiert, bezeichnet und unzählig wiederholt ist, was bleibt an undefiniertem Lebensraum, an Zwischenräumen und Ausbruchsmöglichkeiten. Wenn es emphatisch heißt: *Ich kenne die Modi, die Module und Morpheme! Nichts Neues, nichts Neues! Machen Sie mir dies Wissen erst einmal wieder ahnungsvoll, dann will ich gern wieder wissen!*, so klingt das nach einem Ruf nach neuer Poesie, die eben jene Zwischenräume schafft und die Konventionen hinter sich zurückläßt. Eine solche Poesie kann uns Strauss nicht bieten. Seine Sprache wirkt manchmal gestelzt in dem Verlangen, ästhetische Meisterleistungen hervorzubringen. Seine Poesie schafft keine neuen Bilder, der geschilderte Konflikt scheint sein eigener zu sein. Wir erhalten gewissermaßen ein Buch, das darlegt, warum es kein anderes werden konnte. Vielleicht handelt es sich

gar um ein Manifest, in dem Strauss behauptet, daß das Buch eines heutigen Menschen konsequenterweise so und nicht anders aussehen muß. Ein zeitgenössischer Konflikt.

In jedem Fall ist es ein äußerst lesenswertes Buch mit vielen scharfsinnigen und gelungenen Passagen, ein Buch für mußevolle Stunden - sehr gut geeignet für die Erweiterung des Zitatschatzes. Selbst über unsere Zeitung findet sich ein Bonmot: *So ergeht es dem Idioten, der zugleich zum hemmungslosen Psychologen wird, einem Experten des Argwohns, der für schier alles ein Ohr hat. Dem jede Richtung die seine werden könnte. Der Boulevard wie die Klausur, die Sentimentalität wie der Sarkasmus, das Machtwort wie das Schlagwort. Der daher keinerlei Fassung besitzt, sondern allerorten Identifizierplätze vorfindet, auf denen er sofort zum Appell antritt.*

Danke Botho!

P.S. Nein ehrlich, es ist wirklich ein gutes Buch. Fragt doch Diana. -Ja!■

Simon Decot

Botho Strauss: Beginnlosigkeit - Reflexionen über Fleck und Linie. Hanser Verlag 1992.

E PLURIBUS ITALIA

Der Ort des Geschehens: Italien. Aber nicht ein Italien, sondern viele Italien; Italien in Turin, in Rom, in der Toskana, Italien in den Uffizien, in den Medien, in der Diskussion, Italien auf Reisen...

Auftretende Personen: Touristen, Wladimir Horowitz, Beckett, Borges, Bachmann, Schweden, Paris, potentielle Täter, tatsächliche Opfer, Anna Karenina, Bahnschaffner, der Minister für das Transportwesen, der Einfaltspinsel, Gourmets, Frösche...

Die Handlung: Auch hier wieder die Vielfalt. Ein Gewirr von Handlungsfäden, -sequenzen, -strängen durchzieht das Buch. Sie werden begonnen, unterbrochen, wieder aufgenommen, weitergesponnen, reduziert, abgebrochen.

Ein Puzzlespiel also? Eindeutig. Aber nicht wie andere aus derselben Feder. Der Leser, der hier versuchen würde, eine Detektivgeschichte aufzuspüren, hätte erst einmal Probleme, die Leiche zu finden. Zwar gibt es Tote, aber die eher durch Unfall, denn durch böses Trachten anderer; oder der Todesfall liegt bereits so weit zurück, daß Verjährung der Aufnahme von Ermittlungen vorbeugt. Vielleicht ein Fall von Sabotage. (Hat sich das Autorenduo zu neuen Horizonten des Crime & Suspense aufgemacht?) Wohl auch nicht, denn der Streik geht vorbei, und der Zug kommt mit der üblichen Verspätung am Reiseziel an.

Sicherster Ausgangspunkt für eine Erklärung der Geschehnisse ist der ursprüngliche Erscheinungsort der Erzählungen: Eine italienische Tageszeitung, in der Fruttero & Lucentini zweimal im Monat über einen Zeitraum von fünfzehn Jahren hinweg einen Feuilletonbeitrag veröffentlicht haben.

Aha. Banalitäten also. Das Buch zum Tagesgeschehen, das schon Jahre zurückliegt, also passe ist. Eine Sammlung von Essays, deren Veröffentlichung wir nur dem Er-

folg des Duos auf anderem Gebiet verdanken. Der Verlag möchte Geld machen. Ganz klar. Natürlich, das auch. Aber ist das denn alles tatsächlich so banal und so passe? Kommen die Züge etwa pünktlich an? Trotz der Beteuerungen des -damaligen - Ministers für Transportwesen bezweifeln wir es. Und auch hat Borges den Nobelpreis für Literatur immer noch nicht bekommen. Sicherlich gibt es nichts Unerquicklicheres als ewiges Lamentieren über permanente Mißstände oder Ungerechtigkeiten. Aber dieses Buch als ein langes Klagelied über italienische Zustände zu lesen, wäre verfehlt. Von Resignation oder Selbstmitleid ist hier wenig zu spüren, es wird positiv gedacht. (Bester Beweis: Die Autoren denken gar nicht daran, aus Turin oder gar Italien wegzuziehen.)

Was die unterstellte Banalität angeht: Viele Geister, unter ihnen nicht die unbedeutendsten, haben sich die Zeit ebenfalls mit dem Beobachten der lieben Zeitgenossen und der lamentablen Zustände vertrieben und dies literarisch oder zumindest schriftlich verarbeitet. Diese Aufsätze sind nicht die Krönung einer langen Tradition, aber es gibt vieles, was um einiges geistloser oder langweiliger geschrieben ist.

Erschienen ist das Buch im Stammverlag des Duos, dem Piper Verlag. Dort wird auch in Kürze der neue Detektivroman der beiden erscheinen. All denjenigen, denen dieses Buch zu wirr oder ausweglos erscheint, wird dort dann zum Schluß der Handlung eine eindeutige Lösung geboten. Hoffentlich.■

Karen Diehl

*Carlo Fruttero & Franco Lucentini:
Ein Hoch auf die Dummheit.
Porträts, Pamphlete, Parodien.
München (Piper) 1992.*

ANSPRUCHSVOLLES LUSTWANDELN

Vom Eise befreit sein werden Flüsse und Bäche, an denen dann wohl auch einige Studis entlangspazieren werden. Damit dies nicht ganz ohne sei, stellen wir Euch ein Buch mit dem Titel "Der Spaziergang" vor. Die Autorin Angelika Wellmann zeichnet darin die Stationen des literarischen Spazierganges als die eines "poetischen Codes" nach. Ihre These, literarische Spaziergänge seien Transformationen vorangegangener sprachlich fixierter Spaziergänge, versucht sie anhand der Interpretationen verschiedener Texte von Platon, Petrarca, Montaigne, Rousseau, Goethe, Schiller, Moritz, Benjamin und Robert Walser zu belegen.

Der erst Zusammenhang zwischen Spazieren und Schrift läßt sich bei Platon nachweisen, der den Spaziergang als Rahmenhandlung und Bedingung der Sokratischen Dialoge benutzt. Die Bewegung des Körpers beim Spazieren ist Voraussetzung für das Entstehen eines philosophischen Diskurses, der nur durch die Unabhängigkeit von geschriebenen Vorlagen seine Originalität entwickeln kann. Im "Phaidros" wird das Gehen mit der lebendigen Rede, das Sitzen hingegen mit der stummen Schrift verbunden; letztere kann auf Verständnisfragen des Lesers nicht eingehen und ist deshalb dem Gespräch und dessen Unmittelbarkeit unterlegen.

Petrarca ist der erste, der den Raum des Spazierganges, die Landschaft, zu einem der Beschreibung würdigen Gegenstand erhebt. Der Fußmarsch auf den Mont Ventoux wird zu einer Metapher für den Lebensweg, wodurch ein unvoreingenommenes Verhältnis zwischen Spaziergänger und Raum unmöglich wird. Dieser kann vom nur so weit wahrgenommen werden wie er auf im Erfahrungshorizont des Betrachters, des Spaziergän-

gers, bereits Vorhandenes stößt. Wellmann betont, es sei möglich, daß Petrarca diesen Spaziergang nie wirklich gemacht habe, wodurch sich zeigt, daß der Raum des literarischen Spazierganges keiner Wirklichkeit entsprechen muß, sondern aus der reinen Reproduktion eines Spazierganges innerhalb eines Erfahrungsraumes entstehen kann.

Im zweiten Teil, der mit "Spaziergang und Schrift" betitelt ist, wird zunächst anhand der "Essais" Montaignes der Versuch einer Analogisierung von Körper und Schreibbewegung aufgezeigt. Die Gedanken des Essayisten entsprechen dem Schwanken des Körpers beim Gehen. Montaigne spaziert einerseits KÖRPERLICH durch seine Bibliothek, andererseits GEISTIG durch das bereits in den Büchern fixierte Wissen. Seine Essais gleichen einem Spaziergang, in dessen Verlauf der Spaziergänger durch Aneignung neuer Erkenntnisse zum Ausgangspunkt zurückkehrt.

Rousseau, so Angelika Wellmann, führt den Gedanken Montaignes von einer Schrift, die dem natürlichen Gang entspricht, weiter. Die schriftliche Niederlegung seiner eigenen Spaziergänge in einer von kulturellen Traditionen befreiten, ungeordneten Schreibweise hält er für eine ganz der Natur entsprechende Schrift, der von ihm idealisierten "Naturschrift". Der literarische Spaziergang dient hier auch zur Wiedererweckung eines tatsächlich erlebten, indem seine schriftliche Fixierung bei der Lektüre den vorangegangenen körperlichen Spaziergang evoziert.

Während für Rousseau des Memorieren und die schriftliche Wiedergabe seiner Spaziergänge in seinen eigenen Schriften möglich ist, scheitert Goethes Werther an seiner Unfähigkeit, das sinnlich

Erlebte sprachlich auszudrücken. Im Gegensatz zu Rousseau ist Werther nicht in der Lage, aus seine Spaziergängen Nutzen zu ziehen, indem er ihre Eindrücke nicht wie Rousseau zur Ordnung seiner eigenen Gedanken produktiv umsetzen kann.

Ebenfalls im Widerspruch zu Rousseau steht Schiller, der statt einer Rückkehr zur Natur die Weiterentwicklung der Kultur proklamiert. Der Spaziergang wird von Schiller als Sinnbild einer zur Freiheit strebenden Menschheit gesehen. Die Freiheit kann aber nur durch die Entfremdung von der Natur erreicht werden, da erst die Entfremdung die Entfaltung des Subjektes unabhängig von der Umgebung ermöglicht. Natur wird als ästhetisches Subjekt wahrgenommen.

Bei Karl-Philipp Moritz beinhaltet der Spaziergang durch eine ständige Bewegung die Möglichkeit, viele verschiedene Perspektiven zu gewinnen. Der Spaziergang und die Literatur haben eine Zweckfreiheit gemein, beide dienen lediglich dem Erkennen von Wahrheit.

Der vierte Teil des Buches, "Zwei Schauplätze, zwei Gangarten", untersucht den Unterschied zwischen archäologischen Spaziergängen in Rom um 1800 und flanierenden in Paris um 1900. Während Spaziergänger in Rom hauptsächlich der Geschichte der vergangenen Stadt nachspüren, der Spaziergang im wörtlichen Sinne zu einem "Bildungsweg" wird, ist der Flaneur nur an dem oberflächlichen Erscheinungsbild interessiert. Die Wiedergabe seiner Spaziergänge gleicht photographischen Momentaufnahmen, die in ihrer Gesamtheit ein "Tableau" ergeben. In Wellmanns Genealogie der Spaziergänger stellt der Flaneur die letzte Gestalt des tatsächlichen Spaziergängers dar.

Der Flaneur wird theoretisch erstmals von Walter Benjamin betrachtet. Benjamin sieht ihn als Chronist des Fortschritts, der ihn selbst verdrängt. Die zweckfreie Bewegung hat in der modernen Gesellschaft keinen Platz mehr. Darin gleicht der Flaneur dem Literaten, dessen Erzeugnisse ihn

durch die Eingebundenheit in das Produktionssystem abhängig machen, obwohl er poetische Autonomie anstrebt.

Im fünften Teil, "Spaziergang und Schrift II", setzt Angelika Wellmann sich mit dem Spaziergang im Werk Robert Walsers auseinander. Während vorher Literatur die Bedeutung eines geistigen Spazierganges innehatte, wird jetzt aus der Sichtweise des Schreibenden der Spaziergang zu einer Bewegung der Schrift. Er findet ausschließlich in der Bewegung der Worte statt.

Vergleicht man die Lektüre des Buches mit einem Spaziergang, so wird sich der lustwandelnde Leser über einen Mangel an Eindrücken nicht beklagen können. Die anregende Vielfarbigkeit des Spazierganges führt aber auf gar wunderliche Pfade. Manches Mal steht der Unkundige im Wald. Zu viele Randbemerkungen und Querverweise verstellen die Sicht auf die Beweisführung. Die inhaltliche Abgrenzung zwischen den Autoren wird nicht deutlich genug gemacht. Eine einheitliche Fortentwicklung des Spazierganges läßt sich nur durch ein archäologisches Spazierengehen (Schaufeln!) freilegen.

Warnung: Das Vokabular der Autorin wird mit fortschreitendem Text (entgleitendem Zusammenhang?) immer poststrukturalistischer.

Über die behandelten Autoren und ihre Schriften lassen sich aus dem vorliegenden Buch interessante Informationen entnehmen. Auch zur beschaulichen Lektüre auf der Parkbank ist es zu empfehlen. Der anschaulichen Darstellung einer literarischen Grundfigur, die in einem Zeitraum von über 2000 Jahren allerdings nahezu unfaßbare Komplexität mit sich bringt, dient es nur bedingt. Es ist somit weniger als Lehrpfad denn als erbaulicher Spaziergang zu lesen. ■

Karen Diehl
Diana Zimmermann

Angelika Wellmann, *Der Spaziergang*. Würzburg (Königshausen und Neumann) 1991

